

Als Antwort auf seine verwundert fragenden Blicke, blinzelte sie nur lächelnd mit ihren treuen blauen Augen. Die Ueberredungen waren aber noch nicht zu Ende. Kaum hatte man sich von dem vorzüglich gereinigten Diner erhoben, als Mrs. Walter den Herrn nachdrücklich gewarnt, seinen Gatten ergelblich und ihm, gefolgt von der frühlichen Schaar der Gäste, in den Hof führte, wo eben eine Parade von zehn stattlichen Hofsleuten stützen angetrieben wurde, die sämtlich an der Stirn ein weißes Fächchen mit den Worten „Ich gratulire“ trugen. Als Mr. Walter hörte, daß auch diese acceptable Gabe von seiner Frau herrühre, beschloß ihn ein fast unheimliches Gefühl. Ehe er aber noch ein Wort hervorbringen konnte, näherten sich ihm mit jähesten Schritten seine zwei jüngsten, ganz in dunkiges Holz gekleideten Töchterchen und überreichten ihm ein silbernes Tafelset, auf dem in Zeichen geordnet 3000 Dollars in Gold aufgeschichtet lagen. Sprachlos vor Wahrung und Stammen blinzelte sich der Mann nach seiner Gemahlin um, die nun mit fast verhörmtem Grinsen eingeladen, daß dieses Geld und sämtliche Geschenke das Requitat ihrer während der letzten fünfjährigen Jahre gemachten Ersparnisse seien. Und so war es in der That. Mr. Walter hatte dies Kleinod von einer Frau als ganz armes Mädchen getrauert und damit nicht geringe Unzufriedenheit bei seinen Angehörigen und Verwandten verursacht, die die junge Frau nicht selten eine hergelassene Bettelröde nannten. Schon um diesen lieblichen Menschen zu beneiden, daß sie Wohlstand und wirtschaftliche Gattin einem Manne oft eher zu beschaffen verhehlen kann als eine reiche, die große Ansprüche macht, hatte Mrs. Walter stets heimlich gearbeitet und sich mit dem ihr reichlich gegebenen Wirtschaftsgeld so gut einzurichten gewußt, daß sie monatlich 20 bis 30 Dollars frühzeitig konnte, ohne ihren Gatten etwas davon merken zu lassen.

Lebige Gde.

\* Aufgefressen: Gast: Keller, schön! — Keller: Bitte schön; Sie hatten drei Glas Sekt und einen Likör, macht neunzig Pfennig. Geben Sie auch was gefressen? — Gast: Jambon, Delikatessen mit Gurken Salat. — Keller: Delikatessen achtzig Pfennig und Gurkensalat dreißig Pfennig, macht zusammen — Gast: Nehen Sie keinen Unfug; Pasten und Salat habe ich ja im Hause gefressen.
\* Aus der guten Gesellschaft: Sie: Wie ist erzählt worden, Du verkehrst sehr intim mit der Gouvernante X. von Ober-Zemmer. Er: Rede keine Unflut, Kind, ich kenne die Dame nur ganz oberflächlich. — Sie: Na, also!
\* Ein Philosoph: Gast: Keller, in dem Ragout habe ich ein Paar gefunden! — Keller: Ach, mein Herr, worin findet man im heutigen Leben sein Paar.
\* Frau bleibt Frau. Die Königin-Regentin Maria Christina von Spanien besah sich in einer letzten Ausgung: Ziemer Engelita war zu einer ganz ungewöhnlich frühen Morgenstunde im Hofstaat erschienen, jedenfalls mit höchst wichtigen Dingen von Kriegsschauplatz und hatte ihre Majestät um eine Audienz bitten lassen. „Sagen Sie dem Kammerherrn, daß er den Schwarz hereinlasse“, sagte jetzt Ihre Majestät zu der Hofdame vom Dienst, und kann jetzt sie sich sitzend hinzusetzen. „Sitzt mit die Krone auch gerade, meine Liebe?“

\* Imman. 1. Herr (im Gleichniss-Waggon, zu einem Gleichniss): Stört Sie vielleicht mein Reiter? — 2. Herr: Keine Spur — ich bin's gewohnt, daß Herrn vorbeist. Sehen Sie, mein Herr, ich bin nämlich Reiter für ein großes Vergnügen, sage jetzt Ihre Majestät zu der Hofdame vom Dienst, und kann jetzt sie sich sitzend hinzusetzen. „Sitzt mit die Krone auch gerade, meine Liebe?“
\* Sprich aus Erfahrung. Sie: Otto, Du mußt dem Herr aber einmal ersehen, die Fäden anspinnen? — Er: Was hat denn der Junge schon wieder gemacht, Mädchen? — Sie: Ach er ist fürchterlich froh und kommandiert, als wenn er hier Herr im Hause wäre. — Er: Na, Mädchen, laß den kleinen Keil nur kommen — wenn er erst mal verheiratet ist, wird ihm seine Frau das schnell genug abgeben.
\* Verschämte Antiquitätenhändler: Diese Spange ist eine falsche Antiquität, ich kann dich behaupten, daß sie das einzige Stück ihrer Art auf der ganzen Welt ist. — Kunde: So, ja, ich was verstanden Sie dafür? — Antiquitätenhändler: Zweihundert Mark per Stück.
\* Herrs Studien. Papa Schulte (wütend): Es gefüllt mit gar nicht, daß Du dich mit dem alten Otto Schmidt abgibt. — Schulte mit ein Lächeln zu sein! — Herr: Schulte: O Papa, Otto hat das Herz auf dem rechten Fleck. — Papa Schulte (noch wütender): Also Du hast schon Deinen Kopf an seine Brust gelegt? Doch wieder willst Du es denn sonst wissen, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat?

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teste. — Druck und Verlag von W. Rützschbach, Webe in Halle a. S.

Knack-Mandeln.

Ausführung des 372. Preisräthfels: Wand, Elba, Nist, Aller, Menschen, Loos: „Wandelbar ist aller Menschen Loos.“
Richtige Lösungen gingen ein 12. Die Gesamtzahl der Einbringungen betrug 23. Das Räthsel wurde richtig gelöst:
aus Halle von: L. Weber, Frau Hermann, Ernst Schulz, Martha Spiegel, Otto Henke, Fritz Köhler, Kolberg, Margarethe Schwan, Jenny Küpp, Martha Küniglin, Frau A. Winkler;
von auswärts von: Martha Linke, Siebeldingheim.
Preis: Dankschreiben und Klang, Ein Prachtwerk mit Illustrationen, entlieh auf Martha Spiegel, hier.

373. Preisräthfel.

Körners Kinder es Eins-Zwei, Wenn geschlagen wird das Drei, Und Dein eignes Eins-Zwei-Drei Bedeutet oft wohl Fein dabei.

Preis: Shakespeares dramatische Werke.

Die Fälligkeit erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abkommens-Entscheidung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ einzuliefern. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in der Gegenwart von Jungen das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abkommens-Entscheidung eingeleistet haben, wollen bei wiederholten Einbringungen dies gegen die Kontrolle halber angeben.

Staufgabe.

(a b c d die vier Farben; A B; K König; D Dame, Ober; B Unter; Wenzel, Ritter; V M H die drei Spieler). Da die Andern spielen, weidest Du auf folgende Karte:
b, c, dB, aD, 9; bK; cA, 9, 8; dK.



Deutsches.

Figure-Puhs, Coeur-Puhs, Carr.-Puhs, Treff-Dame, Treff-Neun, Vique-König, Coeur-Acht, Coeur-Neun, Coeur-Vier, Carr.-König. Gewendet wird ab; der Spieler spielt Farbe und findet noch aD; dreht natürlich b und dK. Obwohl mit dem Spielern sieben Trümper mit vier Jungen, sowie in der Handkarte eine mit Aß gedockte Farbe hat, und obwohl seiner das dA mit der dD gelassen werden kann, wird das Spiel verloren, da die Gegner gerade 60 erhalten.

Fransösisches.

Lösung der Staufgabe aus Nr. 33. Kartenvorstellung: 2. b10, K, 9, 8, 7; cA, 10; dA, 10, K. M. c, dB, aA, 10, D, 9, 8, 7; bA, D. 9, a, bB, aK; cK, D, 9, 8; dd, 9, 8. Etat: c7, d7.
Spiel: 1. 2. dA, a9, d8. — 2. M. a7, aK, cA (—15). 3. 5. dD, dK, bD (—10). Der Spieler wirt ab, da er sonst auf bD unter allen Umständen mehr abgeben müßte. Au sich ist das Abgeben also richtig; gleichwohl ist es verhängnisvoll, da alle anderen Spieler der Farbe in einer Hand sitzen. 4. 8. b10, bA, bB (—23). 5. 6. c9, c10, aA. — 6. M. a8, ab, d10 (—12). 7. Damit bleibt die Gegner gerade 60 erditt. Nicht der Spieler im 2. Stich hat 77 einen Jungen, bekommen die Gegner 2 Augen mehr. H nicht mit b7, jetzt wie oben dD vor und sitzt im 4. mit aK.

Halle'sche Familien-Blätter. Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis. Nr. 35. Halle a. S., den 28. August 1898.

Ein Danaergeschenk.

Novellette aus dem russischen Zigeunerleben von Wolf Flach.

„Burbo war tief verstimmt nach Hause gekommen, lag nun auf dem Tüngerhaken vor der Lehnstühle und hing seinen traurigen Gedanken nach. Zeitweise kam es ihm leuchtend von den Lippen: „Ja, ja!“ Seine Gemahlin, die eben drin in der Hütte ein helles Ereignis — schmüßige Wäde und ihre zehn Kinder wusch, vernahm das Doppel-„Ja“ aus langjähriger Erfahrung wußte sie, daß etwas Unangenehmes im Anzuge ist, wenn ihr Gatte leuchtend „ja, ja“ sagt. Sie kam aus dem dunkigen Innern der Behaulung hervor und warf einen prüfenden Blick auf Burbo's sonnengebräuntes, flaub- und schweißbedecktes Gesicht. „Hör' mal, Burbo, dich wieder eine Dummheit begangen, hast Dich wahrlich nicht erwöhnen lassen? He?“ „Ja, ja“, murmelte Burbo gedankverloren. „Ja, ja, — ja, ja, — ja, ja, — gleich ordentlich Unwort, Gsel!“ Burbo hütet sich seinen Erläutern auf. „Ja, ja — nein, Sultana, ... sondern ... weißt Du, der Herr Dorfsekretär will mir 'was schenken, deshalb bin ich so traurig. Es kann ja nichts Gutes werden, wenn ein so hoher Herr einem armen Zigeuner etwas schenken will! Und dann ... Welchelei liebe ich überhaupt nicht, weil ...“ „Weil Du einen Oberkopfs auf den Schultern trägst“, erfuhr Sultana und ihre wadeligen Zähne hüpfen. „Ein Geschenk bekommen ist gefahrlos und ...“ „Und macht doch nicht solche Freude“, fiel Burbo verächtlich ein, „aber ein Gegenstand, den ich mit selbst schenke, ohne daß der Eigenthümer etwas merkt. Ich dummen Weiber begreift eben nicht den Reiz ersparlicher Arbeit.“ „Alo, der Herr Dorfsekretär will Dir etwas schenken“, sagte Sultana nachdrücklich und legte den schwarzen, behaarten Zeigefinger an die beträchtliche Nasenpitze. „Eigentlich, hast Recht ... 's ist doch verächtlich! denn er gehört zu dem Stamme der Gerns-Nejmer, aber nicht zu dem der Gerns-Geber.“ Burbo erhob sich. „Ich muß fort, soll mir zu Mittag das verdammt Geschenk in der Gemeindefestung abholen ... Du, alte Peyer, ich habe Hunger.“ „So? Hunger hast Du? Warum hast kein Fertel mitgebracht? Ich hätte es gern gebraten!“ „Habe ich denn Geld, eines zu kaufen?“ „Großes Kaminstück das — mit Geld kaufen! Selg' doch, daß Du ein Mann und arbeitsam und tüchtig bist und bringe ohne Geld ein Jungschweinechen mit! Mein Gott, im Dorfe Silloccent gibt es doch genug taunend Fertel!“ „Mit Dir leuchtend und ein“, brummte Burbo und ging fort.

gemeinen betrifft, so ... so wünsche ich, daß alles, was Du mir wünschest, an Dir erfüllt werde. Du schüt! Dein Geschenk kommt Du, weil Du seit zwei Monaten nicht geföhren hast ... zum Mindesten weiß ich nichts davon ... Belegentlich wirst Du schon etwas mitgenommen haben!“ „Ja? ... Bei dreitausend Kröchen und fünftausend Setzlingen will ich schwören ... ich habe noch nie geföhren ... bloß der Schrein ist immer gegen mich gewöhren und ...“ „Schon gut“, verließ der Sekretär, öffnete einen Schrant und holte einen jungen Hosen hervor. „Hier, Burbo, nicht wahr, ein hübscher Kerl?“ „Ach, herrlich, ein Himmelskohl, im Paradies kann es keinen schöneren geben!“ befeuerte Burbo, während er gleichzeitig heimlich dachte: wenn der Beamte mir dieses Thier schenkt, so hat er deren mehrere geföhren und will, wenn die Geföhre ans Tageslicht kommt, die Schuld auf mich abwälzen. Vorläufig bekomme ich einen Hosen, wird die Sache später einmal bekannt, dann ... ja, wer weiß, ob ich da noch lebe ... Ich nehme also den Hosen an. „Doch Du weißt, daß die Thiere gut behandelt, Burbo!“ „Wie ein Thierchen will ich es hüten, das hüße Geföhre!“ „Und gut pflegt und nährt!“ „Der Herr Sekretär kommt ganz ruhig sein! Jeden Tag werde ich ihm die Hände und Füße waschen, und zu essen soll es kriegen, daß es plagt.“ „Doch der Hufe Dir nur nicht davon läuft!“ „Ich mache ihm eine Eisenkette an.“ „Und schlachte ihn ja nicht, sonst schneide ich Dir die Ohren ab, Burbo!“ Burbo wurde blaß, so weit es seine dunkle Gesichtsfarbe gestattete. „Wie? Pflegen, kästern, füttern soll er das Thier und es dann nicht bezehren dürfen? Was ist das für ein Geschenk? Aber was nützt das — der Sekretär wünscht es und da heißt es: gehorchen.“ „Nein, nein, das Thier zu tödten, dazu hätte ich nicht das Herz, Herr Sekretär. Das liebe Thier soll bei mir in Ehren alt und grau werden.“ „So, jetzt kannst Du gehen, Burbo!“ „Ich gehe schon und danke auch noch viele Male für das gnädige Geschenk, ich fahre die Hände ... nein, so ein prächtiges Thierchen und wie klug es ist!“ sagte Burbo und gliff nach der Thürflinte. „Da, Du, Zigeuner!“ rief der Sekretär, „ich hätte beinahe vergessen ... ich werde 'mal nachhaken kommen, wie es dem Hosen geht.“ „Darüber wird er sich gewiß sehr freuen.“ „Und zu Weihnachten, wenn er recht feil geworden ist, bringst Du ihn mit wieder, dann laß ich ihn Dir ab. Jetzt mache, daß Du fortkommst!“ Burbo schloß einen tiefen Stich im Herzen ... wiederbringen, anbieten! ... ließ es aber nicht merken und zog fremdschick grinsend ab. Draußen murmelte seine Lippen allerlei Sprüche — nicht Segensprüche —, die zum Glück für das leibliche und seelische Heil des Sekretärs keine Erfüllung fanden.

Der Hase erwies sich als ein wahres Danaergeschenk. Die gesammte Familie Burbo hobte ihn und mußte ihm demnach die größte Aufmerksamkeit schenken. Den Fischweiberchen vorzubringen, hatte Burbo an Meißer Komps Schlangung mittels Windhunden einen schweren Stein befestigt. Das Futter, das der Hase bekam, erregte den Reiz der Zigeunerfinder und den Jora Burbo's, der



immer jammerte: bei diesen schmerzlichen Zeiten muß ich nun noch einen Magen füllen!

Der Hofe geht prächtig, wohl voller und rundlicher von Tag zu Tag. Burvo aber magerte zusehens ab. Am 10ten gestirb eben schweres Fieber. Man beneide aber auch: Späht da täglich von früh bis Abend vor seinen Augen ein Hofe herum, der einen prächtigen Braten abgibt, und dem Thier darf kein Fährchen geträumt werden! Selbst im Traume bereitet ihm das Thier Metzger: er sah den Hofen schon braun in einer Holzschiff liegen und wie er zugreifen wollte, wurde Dampf lebendig und lief davon.

„Ich kann nicht mehr, Gott ist mein Heile, ich kann nicht mehr!“ stöhnte Burvo einmal Abends vor seiner Frau. „Und wenn ich Krügel bekomme, daß ich grün wie Gras, gelb wie Weis und blau wie des Hovens Nase werde, und wenn man mich für ein Jahr ins Loch steck, ich kann nicht mehr, ich halte es nicht mehr aus, ich schlafe den Rest!“

„Ja, was wirst Du, dem Herrn Sekretär sagen?“ entgegnete traurig Sultana und blickte höflich den Hofen an, den sie gleichfalls lieber tot und gebraten, als lebendig und roh sähe.

„Was ich ihm sagen werde? ... daß man ihn geflohen hat!“  
„Was bist Du doch für ein Kammerdiener, Burvo — wenn Du nicht stichst, wer könnte ihn denn sonst in dieser Gegend geflohen haben?“

„Nun gut, dann habe ich ihn mir selbst geflohen.“  
„Das geht doch nicht, Burvo!“  
Das Gespräch fierte.

„Mitternachts, Sultana, Sultana ... Gänzlich, Schweinchen ... eine Idee!“ rief plötzlich Burvo. „Wohin gehen Wandergewinner vorbei und morgen schlachten wir die Bezie, es wird dann heißen, die fremden Gewinner haben den Hofen geflohen.“  
Sultana ward vor Freude halb ohnmächtig.

Am darauffolgenden Morgen sind Burvo und Sultana in dem Buchendampf nahe dem Dorfe nunter an der Arbeit. Der Hofe ist bereits exekutirt und ausgeweidet worden, nun wird ihm der Weg über die Ehren gezogen; das bejagt, vernünftig schmezzend Burvo, während Sultana Neier lammelt, um ein Feuer zu veranstalten. Da fristet es in den Zweigen eines Föhlenstammes und in grünen Nadeln der Wälder wird das Knallen des Sekretärs sichtbar, und nun wird auch seine Stimme hörbar:

„Was macht Ihr denn da, Gewinner?“  
Das Gewinnerpaar ist förmlich zu einer Mamotgruppe geworden, stumm, stief, kalt steht es da.

„Wann hast Du dem dem armen Hofen umgebracht, lieber Burvo?“

„Weil ... sehen Sie, Herr Sekretär ... weil ... die Sache steht nämlich so ... weil ... ja, ja ... aus Furcht vor dem Gewinnergeföh, das seit heute Morgen unsere Gegend unsicher macht. Ich kannte das Schicksal des Hofen ... Der wird geflohen, dachte ich mir, und wenn er schon geflohen wird, so ist's doch besser, das Thier fällt nicht in fremde Hände, da mache ich ihm doch selber denaraus, wenn's mir auch das Herz bricht.“

„Burvo, lieber Burvo, muß geschickter Ausflüchte erfinden!“  
sich die erzünte Stimme des Sekretärs hören.

Burvo rann der Angstschweiß über's Gesicht.

„Und dann“, mangelte sich Sultana ein, in dem Bestreben, die Situation zu retten, fehle mir seit einigen Tagen meine neue goldene Kette und ich wollte darauf schwören, daß der Hofe sie verschluckt hatte ... er litt auch gestern an Magenkrämpfen ...“

„Nun, schöne Hofen, hast Du sie im Magen des armen Hofen gefunden?“

„Nein!“  
„Wo ist sie also?“  
„Hier, in meiner Tasche fand ich sie, aber da war das arme Händchen selber schon tot!“

„Daß sie mal leben!“  
Freiendlichen Auges zeigte Sultana die Kette vor, die der Sekretär bis auf Weiteres in Verwahrung nahm.

„Woher hast Du die Kette, liebe Sultana?“  
„Von Burvo, Herr Sekretär!“

„Lieber Burvo, wo hast Du sie ge ... ge ... gefunden?“  
„Die habe ich von der Großmutter!“

„Du hast ja gar keine, lieber Burvo!“  
„Das ist wahr.“

„Nun also? Sprich, Burvo, mein Onkel!“  
„Ich habe ja nicht gesagt: von meiner Großmutter, sondern von der Großmutter ...“  
„Von welcher?“  
„Von der Großmutter des Milljor, die neulich gestorben ist.“

„Aha! Und die hat sie Dir geschenkt? Vor oder nach ihrem Tode?“

„Habe ich denn gesagt, daß sie sie mir geschenkt hat?“  
„Höre, Burvo, richte mit der Wahrheit heraus, mache nicht viele Umstände, ich habe Deine zigeunerischen Ausflüchte satt. Wenn Du mir nicht den Gefallen thun willst, ordentlich und wahrheitsgemäß zu erzählen, hole Du zu der Kette kam, so ... siehst Du diesen Stoch? Der ist kräftig, und ich bin's auch ... wie Du weißt ...“

„Ich erzähle ja schon, Herr Sekretär ... als die Alte gerade starb, befand ich mich in ihrem Zimmer. Auf dem Tische lag die Kette. Der Hofe, der an ihrem Sterbelager betete, sagte: Nimm sie hin in Gnaden, o Herr, verzeih' ihr die Sünden, nimm sie auf ... da vergiess ich gern der Kette ihre Sünden und nahm sie auf in Andenung des geistlichen Herrn. Der Hofe sagte, gläubig ich, dann noch einmal: Nimm sie auf, o Herr, ins Himmelreich — das verstand ich aber nicht und überließ mir ich ganz dem beschäftigt, die schöne Kette zu bemundern ... mich freute das Geschenk, weil ich die arme Tode gern hatte.“

„So ... so ... so ...!“ sagte der Sekretär und dachte eine Weile nach, während in seiner Rechten der Stoch bedenklich lebhaft wurde. „Na“, hieß es denn, pocket den Hofen in den Sack und kommt mit mir aufs Amt.“

Im Gehen flüsterte Burvo seiner Frau zu: „Sagte ich's nicht? Wenn ein großer Herr einem armen Zigeuner etwas schenkt, kommt nichts Gutes heraus. Jetzt werden wir drei, vier Monate im Zundern sitzen müssen. Natürlich, Du mußt dich doch mit der Rettungsgeschichte verplappern, Du Hans!“ Bei diesem letzten Worte versuchte Sultana in der rechten Hüftengegend einen außerordentlich schmerzhaften Stoß ... sie schrie aber, denn nur zu berechtigt war dieser — Vorwurf.

### Das Schicksal einer Millionärin.

Die Familienangelegenheiten der amerikanischen Millionäre werden dräben von dem großen Publikum mit ähnlicher Aufmerksamkeit verfolgt, wie auf dem Continent die der höheren Aristokratie. Da werden Geburten, Verlobungen, Hochzeiten oder gar Scheidungen und Liebesaffären mit der größten Gemüthsregung notirt. In der letztangekommenen Nummer berichtet uns das „New-York Journal“ über eine Sensationsgeschichte in dem Hause Vanderbill, welches bekanntlich mit den Alfors zu der crème de la crème der nordamerikanischen Gesellschaft gehört. Eine Dame dieser Familie wird, so behauptet das Blatt, trotzdem sie geistig gesund ist, in einem Irrenhause zurückgehalten. Mrs. Marie Allen Wilmerding, eine Urenkelin des Commodore Vanderbill und eine Cousine der Herzogin von Marlborough, ist diese Dame. Sie hat an den Veranlagungen des „New-York Journal“ einen Brief geschrieben, der, wenn er auch hienowies etwas Besorgniserregend enthält, im Ganzen doch sehr verständlich ist. Es ist hauptsächlich die Abneigung meiner Stiefmutter gegen mich, heißt es darin, die mich ins Irrenhaus gebracht hat. Ich theile Sie, dafür zu sorgen, daß mir die einfachste Gerechtigkeit zu Theil werde, und daß die Gerichte angezogen werden, mich frei zu machen.“ Hinzufügen wollen wir, daß Mrs. Wilmerding mit ihrem Mädchennamen Marie Jatinne Vanderbill-Alten hieß, daß ihr Vater, der Oberst Vanderbill-Alten, seitdem aus dem Leben geschieden ist, und daß sie mit den Vanderbill's eigentlich von Großmutter's Seite her verwandt ist; ihre Großmutter nämlich, Ethelinda Vanderbill, die schönste Tochter des alten Commodore, des Begründers des ungeheuren Vermögens, hatte einen Mr. Allen geheiratet, der den Namen Vanderbill zu dem heutigen hinzunahm. Der Sohn dieses Paares war der Vater unserer Selbin, Oberst Vanderbill-Alten. Er war ein Jüngling der amerikanischen Hingebung von West-Point und hatte auch ehrenvolle Militärdienste in Egypten, in der Armees des Khabine geleistet. In erster Ehe war er mit der schönen Mrs. Helen Mott verheiratet, die kurz nach der Geburt der Selbin dieser Welt farb; dann heirathete er zum zweiten Male eine Mrs. Edith de Silben, von der er sich jedoch bald darauf scheiden ließ, und zwar war diese Scheidungsaffäre wegen verschiedener Geldgeschäfte ihrerzeit einer der größten Skandalen von New-York. In dritter Ehe heirathete der Oberst schließlich Mrs. Edith Mott, eben die graulose Stiefmutter, über welche sich Mrs. Mary Vanderbill-Wilmerding so sehr beklagt. Die Vermählung Mr. Wilmerding's mit der reichen Erbin aus dem Hause Vanderbill war jenseitig eines der glänzendsten gesellschaftlichen Ereignisse der Saison. Aber bald nach geschlossener Ehe begann man zu murmeln, daß zwischen der außerordentlich schönen, aber auch als extravagant geltenden Frau und ihrem jungen Gatten nicht Alles im Nächstigen sel-

Einer der Hauptvorwürfe, die man der jungen Frau machte, war, daß sie keine Idee von Werthe des Geldes habe und vor Allem in Toilettesachen eine unerhörte Verschwendung lie. Es kam so weit, daß sie sich öffentlich anzusehen, dem Mr. Wilmerding ist jähzornig und Mrs. Wilmerding trübsinnig. Man erzählte sich, daß sie eines Abends während eines Dinners bei Belmonten in Streik gerietten und daß er ihr einen Teller mit Eiereiern ins Gesicht warf. Damals gingen sie für einige Zeit auseinander, aber nicht lange darauf folgte eine Versöhnung, die allerdings nicht von langer Dauer war. Ein Grund der neuerlichen Trennung wurde nicht angegeben; Mrs. Wilmerding sagte einseitig: „Ich befindet sich wohl, wenn er außerhalb der Stadt lebt, wolle Sie, und es ist schließlich kein Streit zwischen uns. Es ist viel bequemer, so zu leben. Das ist Alles!“ Daß das aber noch nicht Alles war, bewies die Thatfache, daß Oberst Vanderbill für seine Tochter Partei nahm und seinem Schwiegervater von Copri aus einen bitterböden Brief schrieb und seine Tochter einlad, zu ihm zu kommen. „Ich habe nicht lange mehr zu leben“, schrieb er, „aber komme zu mir und bleibe bis zum Ende.“ Während des Aufenthaltes auf Copri kam es insofern zwischen Stiefmutter und Stieftochter zu Zwistigkeiten und wieder wird berichtet, daß das Geld die Schuld war. Schließlich verließ Mrs. Wilmerding die Villa und zog ins Hotel Antrim's, wo sie am römischen Fieber wochenlang krank darniederlag. Als sie sich theilweise erholt hatte, schickte Oberst Vanderbill sein Ende nach; er ließ seine Tochter holen und gab ihr den Rath, nach Paris zu fahren und sich mit ihrem Vermögen zu versehen. „Ich will nicht, daß Du ohne Fremde bleibst, wenn ich dahingegangen“, sagte er. Und so reiste dem Ende Februar d. J. Mrs. Wilmerding nach America, wo sie von ihren beiden Nichten Frontin Allen und John Wallace empfangen wurde, die mit der Fürsorge für ihre Person und ihr Vermögen betraut worden waren; und am 4. März ließen sie ihre Angehörigen in das Irrenhaus in Bloomingdale bringen. Verschiedene Aergre, so der Leiter des Irrenhauses Lyon, dem die Aergre Allen, Mc. Kane Hamilton und De Forest Smith erklären sie für geisteskrank und behaupten, daß sie an Schizophrenie leide und unter Anderem durch übermäßiges Cigarettenrauchen ihre Nerven heruntergebracht habe. Ihre Freunde, vor Allen der berühmte New-Yorker Advocat Louis F. Loy, der Freund und Rechtskonnalt ihrer verstorbenen Vaters, dann John W. Stidwell, Sheriff der Broadway-Wahlbezirke, und ihre Jugendfreundin Mrs. Paul Woodcock erklären das Gegenteil. Mrs. Woodcock — sie ist die Gattin eines zu Grunde gegangenen amerikanischen Millionärs — war die erste, der es gelang, zu Mrs. Wilmerding zu dringen, welche wochenlang thätlichlich von jedem Besuche abgsperrt war. Sie leitete auch die ersten Schritte ein zu dem geistlichen Verfahren, und in der ersten Augustwoche hat der Richter Keogh eine Kommission von zwei beliebigen Aerzten und einem Rechtsgelehrten zur Untersuchung des Geisteszustandes der Dame entsendet, mit dem Auftrage, binnen zwei Wochen Bericht zu erstatten. Zum Schluß noch ein Detail: Das gesammte persönliche Vermögen der Mrs. Wilmerding soll sich gegenwärtig auf nicht mehr als 100000 Dollars belaufen. Das ist gewiß das Erlaubnische an dieser ganzen Geschichte, denn es wird behauptet, daß das Vermögen der Vanderbill's sich gegenwärtig auf 350 Mill. Dollars beziffert. Das geringe Erbthum, welches Commodore Vanderbill selbst seiner dreizehn Kinder hinterließ, wurde auf 10 Mill. Dollars geschätzt, während der älteste Sohn das zehnfache besaß. Selbstverständlich wird in der New-Yorker Gesellschaft dem Neidstate der von Richter Keogh angeordneten Untersuchung mit der größten Spannung entgegengeblen.

### Französisches Café und deutsche Bierstube.

Der belgische Schriftsteller Rodenbach widmet der Zurückdrängung des Cafés durch das Bierhaus in Belgien und Frankreich einen Aufsatz, in dem er sich mit den Gründen dieser Erscheinung befaßt. Den Anlaß dazu hat ihm der Tod Wisnards gegeben, bei welcher Gelegenheit er auch der Wirkliche des Klanzlers für das Bier gedacht worden ist. Wisnard ist nach Rodenbach mittelaltig an der Einführung des Bieres in Frankreich und an der Ausbreitung seines Genusses dabeihilf. Ein neuer deutscher Einbruch, der noch schlimmer sein sollte als der erste, indem er das französische Bier angriff. Rodenbach meint nämlich, daß das Bier abtumpfe; jedenfalls ist seiner Ansicht nach die Herrschaft von Wein und Whisky im Uebergrade begriffen. Nach der Äg. R.-B. äußert er sich folgendermaßen: „Namentlich in diesen Tagen der Hitze bemerkt man, wie das Bier allenthalben triumvirat. Sogar die alten Cafés sind verdrängt worden in dieser Gesundheitsrevolution. Das alte französische Café, so wie man es zu Zeiten

der Pariser Boulevard's sah, das Café in Weiß und Gold, wie Tortoni, Café Riché, Café Brocope auf dem linken Seineufer, das so recht überreichen mit seinen klaren Getränken, mit seiner gewählten feinen Kundschaf. Heute sind alle diese Cafés eines nach dem anderen in Bierhäuser umgewandelt, deren düstere, betäubende Getränke und Eischenödel überreichen mit den spezialistischen braunen Bier. Das alte französische Genre ist nicht mehr. Die Cafés sind fort, in denen man plauderte, die Salons beriechten, die keine haben, wie Gamblets heute. Ehemalige geist's nirgendwo mehr, dafür überall Trinken. Alle Welt ist gekropfen; die Schriftsteller, Künstler, Berühmtheiten haben kein Stelldichein mehr. Der Boulevard, der etwas so echt Parisisches war, ist ebenfalls mit einem und demselben Schlage verdrängt worden. Heute findet man dort nur mehr Leute aus dem übrigen Frankreich und die Fremden. Man hat wirklich das Gefühl eines feindlichen Einfall'es; und alles das ist mit dem Bier gekommen. Wo ist die Zeit, wo die durchziehenden Fremden, zunächst Deutsche, dann Belgier, ihren Wohlwollen. Zwang antaus mußten und keine Leiden erdulden, weil sie nirgendwo gutes Bier, überhaupt kein Bier bekamen! Das Bier, das in Paris den Umhang einleitete, hieß Panta, es war ein aus französischem Boden gebrautes Bier, man bekam es in einem Café an der Großen Dier. Bald wurden Zweighäuser eingerichtet. Besonders die Weissbierkellereien haben dazu beigetragen, das Bier in Paris einzuführen, vor allem das deutsche Bier, das heute in so ungeheurer Menge in ihnen Bierhäuser verpackt wird. Heute braucht's nicht einmal mehr seiner alterthümliche Einrichtung zu sein; das Bier wird um seiner selbst willen geliebt. Auch ist es in eine Frage des Kostenpunktes. Die Preise in neuen weißgoldenen Cafés waren hoch; alle Liqueure kosteten 1 Franc 50 Centimes, während der Bod zu 30 Cent. einen großen Unterschied ausmachte. Das stimmt zu unserer demokratischen Bräuhchen. Das ist so wahr, daß die geringste Erhöhung dieses Preises ein wadiges Gleichgewicht stören würde. Das sah man, als Méline vor einigen Jahren das fremde Bier mit 9 Francs, das Heftlicher besteuern wollte. Fast hätte man einen Aufbruch der Trinker erlebt. Die Erhöhung war unerküglig, weil heute alle Welt Sidel trinkt. Alle Welt — nur nicht das Volk. Das ist recht bedauerlich. Das Volk bleibt dem Weine treu, dem Weine Frankreich, dem Getränke der Acker, dem Petit bien. Nichts von Bier; in dem Hofstadel gibt es kein Bierhaus. Es scheint, als setze sich hier die instinktmäßige Abneigung gegen jeden fremden Einbruch. Einst aber ist die Herrschaft des Bieres in Paris einmüthig verankert.“

### Das Ideal einer Ehefrau.

Am vorstehende Bezeichnung dürfte wohl kein weibliches Wesen größeren Anspruch erheben können, als die Gattin eines angelegenen Mannes Namens David Walter im Staate New-York. Der beneidenswerthe Gemahl dieser mühseligen Ehefrau, von deren Tugenden sich die Welt erfahren soll, feierte vor kurzen seinen vierzigsten Geburtstag, und da es gleichzeitig die fünfzehnte Wiederkehr des Hochzeitstages war, hatte das in seltsamen Glück und größter Einigkeit lebende Pärchen beschlossen, ein großartiges Fest zu arrangiren. Mehr als fünfzig Personen waren mit einer Einladung bedacht worden und auch pünktlich erschienen. Bevor man sich jedoch zur reichbestellten Tafel niedersetzte, wurde der Gastseller heimlich hinausgerufen und die neugierig an die Fenster herbeiziehenden Zunge einer höflich stehenden Scene sein. Vor das Portal des Hauses traten jeden ein elegantes, nachgelassen, mit einem prachtvollen jungen Schimmel bespanntes Gög gefahren, das man dem erfahrenen Mr. Walter als Geschenk seiner Gattin präsentirte. Mit vor Freude glühenden Wangen trat die hübsche blonde Hausfrau jzt in die Thür, wo sie von ihrem aufjubelnden Ehegatten wie ein Kind in die Höhe gehoben und in das neue Fuhrwerk gesteckt wurde. Ihr nachspringend, lüchelte der glückliche Gatte einmal um den freu Pfah vor dem Hause und trug dann seine bessere Hälfte im Triumph zu den im Spinnweb verfallenen Gassen, die das Paar mit entzücklichen Schreuen begrüßten. Nun setzte man sich zur Tafel; doch kaum hatte das Geburtstagsfest ebenfalls Pfah genommen, als eine neue Ueberziehung seiner wartete. Unter der Serviette des Hausherrn lag nämlich eine schöne goldene Uhr nebst Kette und ein Ring mit prächtigem Esmite. Beides waren weitere Geschenke der liebenden Gattin, die mit strahlenden Augen die Freude und das Entzücken ihres Mannes beobachtete. Das Entzücken des guten Mannes war um so gerechtfertigter, als er sich gar nicht erklären konnte, wo seine verheirathete Frau das Geld zu demartig werthvollen Geschenken hergenommen haben mochte, da sie kein eigenes Vermögen und auch keine reichen Verwandten besaß, die es ihr hätten geben können

